

Dank an mein Schicksal

Zu meinem 80. Geburtstag

Michael Martin, 20.08.-23.08.2004

Was ist „das Schicksal“? Das, was mich gehindert hat, etwas zu tun, was ich tun wollte – oder das, was mir weitergeholfen hat – vielleicht ohne dass ich seine Hilfe erkannt hätte? Wie kann ich seine Wirksamkeit erkennen? Wenn ich von einem höheren Standort aus meinen zurückgelegten Weg betrachte – wie von aussen, als ob ich es nicht gewesen wäre. Der Blick in die Zukunft ist mir verborgen; Schritt für Schritt kann ich mich vortasten. Der Blick in die Vergangenheit legt offen, was geschehen ist, ich kann Zusammenhänge entdecken, die ich in der Gegenwart nicht erwartet hätte. Da ahne ich das Eingreifen einer unsichtbaren Macht, die mich begleitet, mir geholfen hat – was ich bisher nicht verstehen konnte: mein Schicksal. Von solchen „Schicksalsfäden“ möchte ich einiges berichten.

Als unsere Familie von Berlin nach Nürnberg umsiedelte, war ich etwa 12 Jahre alt. Ein ganz neues Leben begann: von Preussen nach Bayern! Damals waren es noch zwei Welten. Der einzige Berliner in einer bayerischen Klasse erheiterte seine Kameraden durch seinen einmaligen Dialekt und den Wechsel von einer Waldorfschule in ein humanistisches Gymnasium, wo jeder Bub mit dem Familiennamen angesprochen wurde – das erschien zuerst fast nicht erträglich. Mit Hilfe guter Freunde gelang es schliesslich im ersten Jahr, die grössten Schwierigkeiten zu überwinden, besonders die Methoden des Auswendig-Lernens von Wissensstoff, das es in der Waldorfschule so nicht gab. Oder auch das Teilen in konfessionelle Gruppen in der Religion war mir völlig fremd. Ich konnte das nur bewältigen, weil ich um ein Jahr zurückgesetzt, also schon etwas älter war. Somit war ich auch der Älteste in meiner Klasse.

So vergingen die Jahre. Ich konnte mich allmählich gut einfügen, hatte Freunde gefunden, war ein guter Schüler, – aber ich war eben ein Jahr später dran. Dann begann der Krieg. Unsere Klasse wurde für 4 Wochen in ein „Wehrtüchtigungslager“ abkommandiert zur Vorbereitung auf den Kriegsdienst. Da bekam ich Sehnenscheidenentzündung und wurde nach Hause geschickt. Dann folgten bald darauf die ersten Einberufungen zum RAD (Reichsarbeitsdienst), die die ältesten Schüler betrafen. Ich wurde vom RAD „verschont“, obwohl ich dem Alter nach dran wäre. Denn ich zählte zu den Schülern, die das Abitur erreichen sollten, um danach bei der Wehrmacht an einem Offiziers-

lehrgang teilzunehmen, denn Offiziere wurden dringend benötigt.

So geschah es denn auch. Ich wurde am 3.2.1943 mit 18 Jahren – für mein Alter also sehr spät – zur Wehrmacht einberufen, mit einem „Reifezeugnis“, das damals die Berechtigung zum Studium an einer Uni enthielt. Die nun in einem Infanterie-Bataillon in Budweis / Böhmen beginnende Rekrutenausbildung brach nach wenigen Wochen jäh ab: Ich erkrankte an schwerem Gelenkrheuma, das nicht rechtzeitig erkannt wurde und erst nach einem Jahr ausgeheilt war. Diese denkbar öde Krankenzeit nutzte ich z. B. zum Lernen von Gedichten, die mich begeisterten. Ich hatte damals auch den Wunsch, später Germanistik und Kunst zu studieren. Danach (im Frühjahr 1944) folgte noch die Vollendung der unterbrochenen Rekrutenausbildung.

Als wir nun zu einer „Fronteinheit“ zusammengestellt wurden und zur Abberufung an die Front trainierten, wurde ich als Einziger ausgesucht und musste an einem Offizierslehrgang teilnehmen, obwohl ich nicht wollte. Denn ich hatte das Kasernenmilieu gründlich satt. Aber es nutzte kein Widerstreben ... So verging das Jahr 1944 mit dem Lehrgang, und ich verlobte mich im letzten Urlaub in Nürnberg am Sylvestertag 1944 mit Maria, die an Sylvester 1950 meine liebe Frau wurde. Am letzten Urlaubstag, dem 2.1.1945, brach um uns durch die Bomber das Flammenmeer aus, das unser gesamtes Hab und Gut vernichtete. Dadurch verzögerte sich mein erster Fronteinsatz wieder um 14 Tage „Bomberurlaub“. Erst jetzt ging die Bahnfahrt in Richtung Osten an die Front.

Dieser erste Abschnitt meines Berichtes ist im Wesentlichen nichts anderes als eine eher ermüdende chronologische Abfolge von Schicksalsereignissen. Fasst man sie zusammen und betrachtet sie von einer höheren Warte aus, so zeigt sich, wie mir mein Schicksal immer wieder „Hemmnisse“ in den Weg gelegt hat, die verhindert haben, dass ich zu frühzeitig den Wirren und Gefahren des Krieges ausgesetzt würde: Es hat mir eine längere Jugendzeit eingeräumt und eine längere Geborgenheit im Kreis meiner geliebten Eltern und Freunde gegönnt bis hin zur Verlobung mit meiner Maria. Ich bin schon über 20 Jahre alt gewesen, als ich in dem Flammenmeer der Bombennacht stand und mich danach an der Front der Ungewissheit des Lebens und Sterbens ausgesetzt sah, während manche meiner Schulkameraden schon zwischen 16 und 17 Jahren z. B. als Flakhelfer (Fliegerabwehrkanonen-Helfer) ihr eben erst aufblühendes Leben opfern mussten.

Dieser zurückhaltende Prozess begann bei mir mit dem Verlust des Schuljahres durch die Umsiedlung nach Nürnberg und wurde mitbewirkt durch die Krankheiten, die während der Militärzeiten auf mich zukamen.

Wenn auch mein Fronteinsatz in der Slowakei nur kurz war, so hatte ich doch als Infanterist, der ja stets in der vordersten Linie eingesetzt wurde, manche Kriegserlebnisse, die tiefe Eindrücke in mir

hinterliessen und nahtlos in die russische Gefangenschaft hinüberführten.

Für mich war das so, wie ein Küken seine bergende Eierschale aufbricht und nun frei auf seinen eigenen zwei Füßen in der Welt steht. Erst im Sommer 1946 erhielt ich die erste Post aus der Heimat und erfuhr, dass meine Angehörigen und meine Braut lebten. Die spärliche Postverbindung, die Freundschaft mit einigen Kameraden und vor allem das, was einem die Kindheit und Jugendzeit geschenkt hat aus tiefer Verbundenheit mit der geistigen Welt, der Kunst und Natur – das waren die Stützen, die das Überleben in harten Arbeitsbedingungen der Gefangenschaft möglich machten. Nicht soll vergessen werden, dass ich viele der Gedichte, die ich als Soldat in meiner Genesungszeit gelernt hatte, in meine Erinnerung heraufholte, ja, selber Gedichte produzierte, wie ich es schon in meiner Schulzeit getan hatte. War das nicht eine wunderbare Ergänzung zu der beschwerlichen Tagesarbeit? Wohl das Schwerste war die völlige Ungewissheit über die Heimkehr. Sie war bis zur letzten Stunde bei der Entlassung ungewiss und prägte sich in meine Worte: „Das Beste hoffen – auf alles gefasst sein!“

Diese sieben Jahre bedeuteten einen gewaltigen Einschnitt in mein Leben, führten mich in eine andere Welt, die ich nur von der Erntehilfe auf einem Bauernhof her kannte: die Welt der Handarbeiter. Meine Berufsneigung in Kindheit und Jugend war sehr wechselnd und schwankend, weil ich vielerlei Interessen hatte. Zuerst war ich Feuer und Flamme für mein Marionettentheater, dann begeisterte ich mich für mein Geigenspiel, dann wechselte es zum Studium der Naturwissenschaft und schlug zuletzt um zur Kunst und Germanistik. Ich weiss noch, wie traurig und hilflos ich war, mich für ein Berufsziel entscheiden zu müssen, obwohl ich am liebsten die ganze weite Welt in meine Arme schliessen würde! Diese Sorgen und Nöte nahm mir mein Schicksal durch die Kriegsverhältnisse ab – ich wurde Soldat. Nach Kriegsende tauchte ich in Russland in die verschiedensten Arbeitsverhältnisse ein: im Torflager, in der Fabrik, auf dem Bau, bei Erdarbeiten usw., oft mitten unter den Russen, die von der Schwere ihrer Arbeit gezeichnet waren und uns im Vertrauen sagten: „**Ihr** habt es gut, ihr kommt wieder in die Heimat. **Wir** müssen immer hier bleiben ...“ Es waren meistens Arbeiten, die im alten Indien wohl den niedrigsten dienenden Kasten zugeteilt worden wären.

Und doch: Je grösser der zeitliche Abstand zur Schule wurde, desto mehr verging mir die Zuneigung zu einem Universitätsstudium. Ich wollte der Welt näher bleiben, vielleicht eine Verbindung von Kopf- und Handarbeit ergreifen. Dieser Umschwung vollzog sich bereits zu Beginn des Jahres 1948 und äusserte sich in einem Brief an meine Eltern vom 2.2.1948:

„Morgen werden es nun genau 5 Jahre, dass ich von Euch weg bin, und was hat sich inzwischen

nicht alles um uns und in uns geändert; ein neuer Lebensabschnitt hatte für mich begonnen, und ich kann wohl sagen, dass die vergangene Zeit nicht umsonst gewesen ist, wenn sie auch, oder gerade weil sie so viel Schweres gebracht hat. An solchen Tagen erinnere ich mich immer gern und schmiede ebenso gern Zukunftspläne! Ich schrieb Euch schon auf der letzten Karte, dass ich am liebsten Lehrer für Werk- und Kunstunterricht werden möchte. Ihr wisst ja, dass ich ohne eine Handarbeit nicht auskomme, und so ist das für mich vielleicht eine der glücklichsten Lösungen ...“

Ich glaube nicht, dass ich ohne die lange Nachkriegszeit in Russland zu dieser Neigung gefunden hätte, die die praktische und künstlerische Arbeit durch die Pädagogik so ideal miteinander verbinden kann, wie ich es dann später erlebt habe. Dass die Gefangenschaft solche Brücken bauen könnte, daran war vorher nicht zu denken!

Und am 4.10.1947, meinem Geburtstag, schrieb ich an meine Eltern: „Je mehr ich über mein bisheriges Schicksal nachdenke, desto dankbarer werde ich für alles, was ich erlebt habe, und was mir beschieden ist ...“

Wieder begann nach der Heimkehr ein „neues Leben“: Ich konnte den in Russland geborenen Berufswunsch verwirklichen. Mein Schicksal gab mir mit der Hilfe von meinen Eltern, von Maria, Martin Riedel (dem Werklehrer in Hannover) und manchem Freund die Möglichkeit, nach einer sehr kurzen Berufsausbildung Werklehrer zu werden. In der Nürnberger Rudolf Steiner-Schule fing ich 1954 an. Ein reiches Leben entfaltete sich! Die Schule stellte unentwegt Aufgaben, wir hatten geheiratet, die Familie wuchs, Maria gründete 1956 den Kindergarten ...

Dann setzte mein Schicksal 1974 ein Zeichen: Beidseitig mussten Leistenbrüche operiert werden. Im allgemeinen eine harmlose Angelegenheit – die Arbeit in der Schule konnte ich unbekümmert fortsetzen. Aber zwei Jahre später mussten die Operationen wiederholt werden, und aus der linken Seite erwuchs ein Problem: Entzündung und Vereiterung, die nicht aufzuhalten waren. Zuletzt eiteren die neu genähten Fäden aus – und so blieb der Bruch offen bis auf den heutigen Tag. Woran das lag, konnte mir kein Arzt erklären. Es waren unwägbare Risiken, die nur selten vorkommen. Mein Schicksal ... Nun erst wurde mir bewusst, wie stark die Bauchdecke an jeder praktischen Arbeit unbemerkt beteiligt ist, und ich musste meine Tätigkeit aufgeben. Ich wurde arbeitsunfähig geschrieben, behielt aber trotzdem harmlose Arbeiten wie Zeichnen, Religion und andere noch lange Zeit.

Es ist eigenartig, wie in den gleichen Jahren die Werklehrertagungen in Deutschland unter meiner Mitwirkung entstanden sind. Reiche Aufgaben setzten damit ein. Mein Ringen um die Erkenntnisse in der Entwicklung der Kinder und Jugendlichen wurde intensiviert. Die menschenkundlichen Hintergründe unserer Arbeit mit den Schülern zu erforschen und an andere Kollegen unserer Schulen

weiterzugeben, war unser gemeinsames Ziel. Denn es war unser besonderes Anliegen zu wissen, **warum** wir dies und jenes in bestimmten Lebensaltern unseren Schülern als Aufgaben stellten. Daraus entstand unser Werkbuch, vom „Bund der Waldorfschulen“ ausdrücklich erwünscht und als Fachbuch gefördert. Ich bekam die Aufgabe zugewiesen, die einzelnen Beiträge aufzustellen, an Kollegen zu verteilen, zu lektorieren und nicht zuletzt eine Einheit daraus zu bilden, die in der Menschenkunde Rudolf Steiners begründet ist. Das war nicht leicht, weil Werklehrer oft nicht gewohnt sind, mit der Feder auf dem Papier auszudrücken, was sie sonst mit dem Werkstoff und Werkzeug in den Händen gut beschreiben können. Wie hätte ich früher dafür Zeit gehabt?

Schon vorher wurde ich aufgefordert, an unserem Lehrerseminar mitzuarbeiten. Ich konnte Epochen mit Plastizieren, Hell-Dunkel-Zeichnen und Kunstbetrachtung in freier Weise einrichten. Mir lag es besonders am Herzen, den Sinn der Seminaristen für die Grundelemente dieser Gebiete zu öffnen und Zusammenhänge des Menschen mit dem Kosmos zu erschliessen, die ich mir selbst durch die Werke Rudolf Steiners erarbeitet hatte. Ich hatte ja Zeit dafür, weil ich durch meine kränkelnde Gesundheit aus der Arbeit in der Schule selbst allmählich ausscheiden musste. Dadurch war auch der Weg freigegeben, Hell-Dunkel-Kurse in mir bekannten Institutionen zu geben, z. B. im Seminar des heilpädagogischen Heimes „Haus Hohenfried“ oder dem Seminar in Blaubeuren, im Priesterseminar der Christengemeinschaft oder in Jena und Weimar vor der Wende.

Denke ich nun zurück an die Zeit vor dem Kriege – mit all meinen Freuden an der Welt und der bangen Sorge, mein Leben auf ein einziges Gebiet einschränken zu müssen, so erfüllt mich heute ein tiefes Glück und unsagbare Dankbarkeit meinem Schicksal gegenüber, das mir durch die zur rechten Zeit geschickten Krankheiten möglich machte, meine sehnlichen Jugendträume von der Vielgestaltigkeit des Universums zu verwirklichen und ihren inneren Zusammenhängen nachzuspüren. Das konnte ich nun in die Praxis umsetzen und mich tief mit diesen Fragen verbinden. Hätte ich das gekonnt, wenn ich ein Studium absolviert hätte? Wohl kaum. Denn meine Erlebnisse und Erkenntnisse sind im Wesentlichen anderer Art als die Lehren der Hochschulen. Sie gehen eigene Wege, die jeder nachvollziehen kann, der willig ist, seine eigenen Augen unbedenklich zu öffnen und eigene Erfahrungen zu sammeln.

Aber noch weitere Kreise zog dieser Lebensabschnitt: Die Teilnehmer meiner Hell-Dunkel-Kurse nahmen meine Anregungen warmherzig auf. Einige waren so begeistert, dass sie anregten, ich solle meine Erfahrungen in Buchform veröffentlichen. Ich dachte: Warum soll ich es nicht versuchen, wenn es Menschen gibt, die es ehrlichen Herzens wünschen? So entstand das Hell-Dunkel-Buch (jetzt in der 3. Auflage), das in die Schraffurtechnik einführt und eine Fülle von Themen aufzeigt,

die man damit gestalten kann. Später folgte das Formenbuch („Mit Formen leben in Kunst und Natur“) und das Büchlein über die Weihnachtsspiele, wiederum durch Anregungen „von aussen“ inspiriert.

Dieses Thema des Zusammenwirkens von Denken und Wollen, manifestiert durch Haupt und Glieder im Bild der Könige und der Hirten, hat sich in mir immer stärker als zentrales Anliegen konzentriert. Es ist wie ein Bild meines Schicksals, in dem sich die beiden Pole des Menschen – Gedankentätigkeit und Handwerk – spiegeln und sich zu einer Einheit zusammenfinden und sich „er-gänzen“ sollen. Diese Mitte zu gewinnen und den Weg zu zeigen, den die Menschheit seit Jahrtausenden gegangen ist, um sich selbst zu finden, das ist der Inhalt meines letzten Buches geworden („Ein Weg des Menschen zu sich selbst im Spiegel der Kunst“). Erst durch die Vereinigung der beiden Welten von Kopf und Hand im gegenseitigen Verstehen und Helfen können wir die sozialen Aufgaben unseres Daseins auf der Erde erfüllen.

Dazu fordert uns unser Schicksal mit ernster Gebärde auf. Was sich uns als Hindernis unserer Wünsche und Ziele hemmend entgegenstellt, will uns nur Wege weisen, die wir noch nicht erkennen. Das habe ich in meinem Leben erfahren dürfen. Herzliche, tiefe Dankbarkeit erfüllt mich dafür.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass mir meine liebe Frau Maria in meinem Bemühen voll zur Seite stand: zwei Schicksalsströme haben sich vereint und sind einem gemeinsamen Ziel zugestrebt. Vieles hat sie auf sich genommen, um mir meine Arbeit möglich zu machen. Selbst ihren eigenen, so innig geliebten Beruf als Kindergärtnerin hat sie ohne Zögern aufgegeben, als unsere Familie mit vier Kindern heranwuchs. So kann ich auch nicht mehr von **meinem** Schicksal sprechen, sondern nur noch von **unserem**: Jeder ist ein Teil vom Schicksal des anderen geworden. Diese Verflechtung der Schicksalsfäden begann schon in unserer Kindheit. Auch während der siebenjährigen Trennung durch Krieg und Gefangenschaft wirkte sie weiter, wenn auch die Krankheiten zu jedem persönlichen Schicksalsbereich gehörten.

Schliesst man alle die hier geschilderten Erlebnisse zusammen, so darf man sagen: Mein Dasein ist nicht in meine Körpergestalt eingegrenzt. Ein weiter Umkreis gehört zu mir, lebt mit mir, ist für mich da. Nicht die persönlichen Freundschaften und Beziehungen zu anderen Menschen sind hier gemeint, sondern das, was ich nur im tiefsten Inneren meiner eigenen Seele erspüren kann, wie es zu mir gehört. Von dem ich ahne, dass ich es selber bin. Es ist **mein** Leben, da mir „von aussen“ entgegkommt. Bei späterem Rückblick erkenne ich es als helfende Kraft. Es ist mein Schicksal gewesen. Ihm verdanke ich, dass ich das geworden bin, was ich bin. Es wird mir weiterhelfen, Wege zu finden. Dieses Vertrauen wird mir Kraft geben, ihm auch in Zukunft zu folgen.

Während ich darüber nachsinne, gehen meine Gedanken in weite Fernen, und Erinnerungen an die Kindheit werden wach. Hat die Mutter nicht von dem Schutzengel gewusst, der jeden Menschen auf seinem Weg begleitet und seine Hände sorgend über ihn hält? Warum ist er so lange meinem Bewusstsein entschwunden gewesen? Hat er mein Schicksal von einer höheren Warte aus mit Licht erfüllt, das mir nicht sichtbar war, weil ich meinen Blick zu sehr auf die Erde richtete, die mich an sie fesselte? War er es, der mir einen helfenden Gedanken eingab, wenn ich auf meinem Schicksalsweg fast verzweifelte? Ja, der schützende Engel steht unsichtbar über mir, hält die Schale in Händen, aus der die Schicksalsströme zu mir herabfliessen. Werden sie durch meine eigenen ihnen zugewandten Gedanken, Gefühle und Willensimpulse zu leuchten beginnen – oder durch meine verständnislose, ihnen abgewendete Haltung im schattenhaften Nichts verblassen?

Maria hat mir das Tor zu dem Engel erneut geöffnet: nach ihrem Tod fand ich ein Blatt, auf dem sie mehrere Sprüche aufgeschrieben hatte. Darunter ist auch dieser:

Du Geist, meines Lebens schützender Begleiter,
sei du in meinem Wollen die Menschenliebe,
sei du in meinem Fühlen die Herzensgüte,
sei du in meinem Denken das Wahrheitslicht.

Rudolf Steiner

Das ist meine Bitte, die zugleich zu tiefer Verpflichtung aufruft, selbst tätig zu sein und mitzugestalten, was von unserem Schicksal gefordert wird.